

Das Erbe des Römischen Reiches und des europäischen Mittelalters wird in den Genen der Kirche eingeschrieben bleiben

Gespräch mit Univ.-Prof. Dr. Thomas Prügl



Foto: Archiv Prof. Thomas Prügl

Heuer sind es 830 Jahre seit der Gründung des Deutschen Ordens und auch die Ordenszeitschrift feiert ihr 50-jähriges Jubiläum. Mit dem Kirchenhistoriker Univ.-Prof. Dr. Thomas Prügl sprachen wir über die Jahre 1190 und 1970 im größeren Zusammenhang der allgemeinen Kirchengeschichte: Was erlebte die katholische Kirche in jenen Jahren und Jahrzehnten? Prof. Thomas Prügl studierte in Rom und in München, wo er 1994 promovierte. 2001–2007 unterrichtete er an der University of Notre Dame (Indiana, USA). Seit 2008 ist er Professor für Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Seine Forschungsfelder sind v.a. Kirchengeschichte und Ekklesiologie des Mittelalters, die Konzilien von Konstanz und Basel und die Geschichte der Schriftauslegung im Mittelalter.

Schauen wir zunächst auf das Ende des 12. Jahrhunderts. In welchem Zustand befand sich die katholische Kirche? Was waren die Haupttrends, die wichtigsten Entwicklungen und die Hauptakteure?

Das 12. Jahrhundert war eine äußerst dichte Zeit. Auf vielen Feldern, nicht nur der Kirchengeschichte, erfolgten Aufbrüche und begannen rasante Entwicklungen politischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultu-

reller Art. Gerade auf dem Gebiet von Bildung und Wissenschaft kann man ab dem 12. Jahrhundert eine Welle von Innovationen beobachten. Man hat in diesem Zusammenhang von der „Renaissance des 12. Jahrhunderts“ gesprochen. Die Menschen jener Zeit zeigten sich anspruchsvoller, neugieriger, wagemutiger als in den vorherigen Generationen. Man begann, sich neue Horizonte zu stecken, alte Grenzen und Gewissheiten zu überschreiten, die Welt stärker zu hinterfragen. Sehr gut lässt sich das etwa an den (Hoch-)Schulen ablesen, derer Zahl und Qualität sprunghaft zunahm. Die Zentren des Wissens und der Kultur verlagerten sich aus der Einsamkeit der Klöster in das aufregendere Leben der Städte. In Bologna fanden sich die bedeutendsten Juristen zusammen und gründeten die dortige Universität. Paris wird (neben anderen Orten in Frankreich) das zweite große internationale Bildungszentrum, an dem v.a. Philosophie und Theologie unterrichtet werden. Übersetzungszentren in Toledo, Palermo und Venedig liefern diesen Schulen und ihren Gelehrten Texte der antiken, arabischen und jüdischen Philosophie und damit neues Wissen.

Im 12. Jahrhundert sehen wir zudem einen Aufbruch des geistlichen Lebens. Neue Orden werden gegründet, wie die Zisterzienser, die Prämonstratenser, verschiedene Zweige von Regularklerikern (Augustinerchorherren), und auch die neuen Gemeinschaften der Ritterorden sind Teil dieser spirituellen Revolution. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie das Leben Christi und der Apostel unmittelbarer nachahmen wollen. Dadurch erfährt die Frömmigkeit einen stärkeren Ansporn hin zum aktiven Gestalten, zum ganzheitlichen Lebenseinsatz. Verantwortlich für diesen kirchlichen Aufbruch war nicht zuletzt das Papsttum. Seit dem Investiturstreit findet sich das Papsttum in einer neuen Rolle wieder: Der Nachfolger des hl. Petrus beansprucht nun, die Kirche nicht mehr nur zu (weithin passiv) repräsentieren, sondern aktiv und voller Entschlossenheit zu führen. Als Haupt

der gesamten Christenheit fühlt er sich jetzt stärker als je zuvor sowohl für die Ausbreitung des Glaubens als auch für die innere Gestaltung und Formung dieser Christenheit verantwortlich. Durch das neue Kirchenrecht, dessen sich das Papsttum nun inflationär bedient, gelangt das päpstliche Wort in alle Länder und trägt so zu einer stärkeren Verchristlichung der Gesellschaft bei. Aus diesem neuen Rollenverständnis heraus ruft der Papst die christlichen Fürsten auch zum Kreuzzug auf; erstmals 1095, danach in loser Folge immer wieder, bis zum Ende des Mittelalters. Dass die Fürsten diesem Aufruf zum Zug ins Heilige Land überhaupt Folge leisteten, zeigt, wie hoch das Ansehen des Papsttums in jener Zeit war und wie sehr es seine Autorität steigern konnte.

Der Deutsche Orden entstand während des Dritten Kreuzzugs. Worum ging es bei diesem Kreuzzug und bei den Kreuzzügen insgesamt?

Den Anstoß zur Kreuzzugsbewegung gab ein Hilfesuch des byzantinischen Kaisers, dessen Reich im Osten von den Seldschuken bedroht war. Der Papst rief daher die Fürsten Europas auf, den bedrängten Brüdern zu Hilfe zu eilen und die Feinde der Christenheit, also die Muslime, zurückzudrängen und sie letztlich aus dem Land Jesu und seiner Apostel zu vertreiben. Die Reconquista Spaniens bot hierfür das Vorbild. Der Papst propagierte den Kreuzzug nicht nur als militärisches Unternehmen, sondern auch als Pilgerfahrt. Den Teilnehmern wurde als Rekompensation ihres Einsatzes die Vergebung ihrer Sünden in Aussicht gestellt, und der Kampf gegen die Feinde Christi wurde als verdienstlich dargestellt. Nach dem ersten Kreuzzug, der mit der Eroberung Jerusalems endete, entstanden im östlichen Mittelmeer eine Reihe von sog. Kreuzfahrerstaaten; Territorien, die unter der Herrschaft meist französischer Adelige standen. Bei den folgenden Kreuzzügen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts ging es weithin darum, diese Eroberungen und die befestig-



Ausstellung in der Zitadelle in Akko

ten Städte zu verteidigen oder zurückzugewinnen. Dabei stellte sich schnell heraus, dass diese westeuropäischen Satellitenstaaten auf lange Sicht nicht gehalten werden konnten. Schon der sog. zweite Kreuzzug (1147–1149), zu dem der hl. Bernhard von Clairvaux mächtig aufgerufen hatte, endete in einem Fiasko; zahlreiche Kreuzfahrer schafften es nicht einmal bis Palästina, sondern wurden schon auf dem Landweg durch Kleinasien aufgerieben. Der dritte Kreuzzug wurde ausgerufen, nachdem Saladin, der neue starke Herrscher von Ägypten, 1187 den Kreuzfahrern den größten Teil des Königreichs Jerusalem mitsamt der Hauptstadt entrissen hatte. Um die Heilige Stadt wieder zurückzuerobern, rüsteten sich die drei mächtigsten Herrscher Europas zum Kreuzzug: Kaiser Friedrich Barbarossa, der französische König Philipp II. und Richard Löwenherz von England. Barbarossa kam beim Schwimmen in der Nähe von Seleukia ums Leben, noch ehe er das Heilige Land

erreicht hatte. Die verbliebenen Kontingente vereinigten sich mit den Engländern und Franzosen und man belagerte die Küstenstadt Akkon. Es war während dieser Belagerung, dass einige Kreuzfahrer eine Bruderschaft gründeten, die sich der Pflege der Kranken und Verwundeten annahm. Aus ihr entstand der Deutsche Orden, der seinen ersten Sitz in Akkon nahm. Die Kreuzfahrer konnten zwar einige Städte an der Küste zurückerobern, aber Jerusalem vermochten sie nicht zurückzugewinnen. Richard Löwenherz schloss daher 1192 einen Frieden mit Saladin, brach das Kreuzzugsunternehmen ab und machte sich auf den Heimweg. Dass er dabei in Österreich von Herzog Leopold V. in Geiselschaft genommen wurde und eine enorme Summe Lösegeld zahlen musste, weil sich der Österreicher von dem Engländer bei der Eroberung Akkons gedemütigt fühlte und sich dafür nun rächte, ist eine der pikanten Folgegeschichten dieses Kreuzzugs.

Die große Epoche der Kreuzzüge ins Heilige Land endete de facto mit dem Fall Akkons im Jahre 1291. Danach wurden von den Päpsten bis ins 15. Jahrhundert zwar weiterhin vereinzelt Kreuzzüge ausgerufen, allerdings richteten sich diese v.a. gegen die inneren Feinde der Kirche, wie z.B. die Hussiten, oder gegen Feinde des Kirchenstaats. Die lateinischen Kreuzfahrerstaaten im östlichen Mittelmeer blieben hingegen Episode.

Die Ritterorden stellten eine Verbindung der Caritas (Spitäler) und des kämpferischen Elementes dar. War diese Verbindung im Rahmen der Kirchengeschichte einmalig? Wie ist sie zu bewerten?

Die bewaffnete Pilgerfahrt zur Befreiung des hl. Landes und zur Hilfe von unterdrückten Christen, wie Papst Urban II. sie 1095 ausgerufen hatte, war in der Tat etwas Neues. Hier wurde eine Verbindung von frommen Übungen wie Wallfahrt und Ablassgewinnung mit militärischen Aktionen geschaffen, wie es in früheren Zeiten des Christentums unvorstellbar gewesen wäre und auch heute unvorstellbar ist. Man muss den Schlüssel für eine Erklärung solcher Entwicklungen in jener spirituell-gesellschaftlichen Revolution sehen, die das hochmittelalterliche Papsttum angestoßen hatte. Verchristlichung der Gesellschaft, Intensivierung des religiösen Lebens bei allen Gruppen und Schichten des Volkes, erhöhter Einsatz für das Evangelium und Kirchenreform verdichteten sich zu einer Haltung und einem Programm, in denen auch der militärische Kampf gegen alles Unchristliche und gegen die Feinde der Kirche als willkommen und gottgefällig betrachtet wurden. Es sind dieselben Motive, die auch das große Programm der Kirchenreform beflügelten: Es ging darum, die Welt und die Kirche besser, „heiliger“ zu machen. Die Tatsache, dass sich im Rahmen der Kreuzzüge Orden bildeten, die das Ideal des frommen, tugendhaften Ritters mit den Erwartungen des apostolischen Lebens in Verbindung brachten, wie es die



Papst Urban II. (Gemälde de Fr. de Zurbarán, 1630)

neuen Orden des 12. Jahrhunderts propagierten, unterstreicht diese Ambivalenz der Religiosität des 12. und 13. Jahrhunderts. Für die meisten Zeitgenossen waren beide Aspekte des Einsatzes für die Kirche kompatibel: sowohl der militärische Kampf, das Töten und Getötetwerden, als auch ein geistliches Leben nach einer Ordensregel, wie Bernhard von Clairvaux sie den Templern gegeben hatte. Unter dem Aspekt der Nächstenliebe führte man „gerechte“ Kriege (wie der hl. Augustinus diese verstand) und übte sich in Werken der Barmherzigkeit, die sich am Liebesgebot Christi orientierten („Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt...“). Das Programm des Deutschen Ordens passte daher gut in jene Zeit: Man verpflichtete sich im Sinne des Evangeliums zu Werken der Nächstenliebe, indem man Kranke pflegte und den Bedrängten zu Hilfe eilte. Das schloss aber

auch die Bereitschaft zum „gerechten“ Krieg mit ein.

Freilich gab es auch damals schon kritische Stimmen, wenn auch wenige, die im heiligen Kampf einen Verrat an der Botschaft Jesu sahen und die den Wahnsinn der rohen Gewalt der Kreuzzüge als Teufelswerk durchschauten und in ihr keinerlei Gewinn für die Kirche erkennen konnten. Die Verklärung der Kampfhandlungen etwa in zeitgenössischen Chroniken führte daher auch nicht zu einer Umdeutung christlicher Gebote und Haltungen, sondern v.a. zu einer Überhöhung des Ritterideals.

Die theologische Verwurzelung der Caritas ist gegeben, woraus schöpften aber die Ritterorden die Begründung des Kampfes mit dem Schwert?

Prediger, die die Menschen zum Kreuzzug aufforderten und sie dafür begeistern wollten, verwendeten eine Reihe von biblischen Aussagen und Szenen v.a. des Alten Testaments, in denen Gott seinen Feinden Vergeltung androht. Dieser rächende, eifernde und die Bösen strafende Gott sollte den Kämpfern vor Augen führen, dass auch sie einer guten Sache dienten. Darüber hinaus versprachen der Papst und seine Prediger als Lohn für den Kreuzzug reiche Gnade und letztlich das Paradies. Diese Prediger vergaßen dabei freilich, dass diese alttestamentlichen Texte in der christlichen Tradition der Kirchenväter nicht wörtlich, sondern bildlich und allegorisch ausgelegt worden sind. Bei den älteren Autoren, aber auch bei den großen Theologen des Mittelalters werden die biblischen Aufrufe zur Gewalt oder die Verweise auf Gottes Rache und seinen Zorn in der Regel als Ansporn für die je eigene Besserung und Bekehrung angesichts der Endlichkeit des menschlichen Lebens ausgelegt, als Kampf gegen die eigenen Laster und Sünden, nicht aber als Kriegstreiberei oder Rechtfertigung von militärischer Gewalt. Dazu kam die Vorstellung, dass Jerusalem und Palästina, also der Boden, auf

dem Christus und die Apostel wandelten, aus den Händen der Ungläubigen befreit werden müsse, so als ob der höchste König Christus seines Landes beraubt worden wäre und man nun seine Ehre wiederherstellen müsse. Zur Erreichung dieses „guten“ Zieles, wie auch zur Sicherung und Ermöglichung der Wallfahrtswege an die Stätten des Lebens Jesu fühlte man sich berechtigt, militärische Gewalt anzuwenden. Der Krieg sollte die Gerechtigkeit wiederherstellen oder sie hervorbringen; er war daher im Sinne Gottes („Gott will es – *Deus lo vult!*“).

Heute werden die Kreuzzüge höchst ambivalent bewertet. Wie kann der Papst als oberster Repräsentant einer Institution, die die Religion des Friedens verkündete, zu den Waffen rufen? Ist das nicht ein unerhörter Skandal? Auf der anderen Seite haben Sie bereits das Konzept des gerechten Krieges erwähnt. Darüber hinaus wird entschuldigend darauf hingewiesen, dass man die damaligen

Philippe Auguste belagerte Acre (1191). Beleuchtung aus den Grandes Chroniques de France, 14. Jh.



Verhältnisse unmöglich aus heutiger Sicht beurteilen kann. Wie würden Sie das Phänomen der Kreuzzüge in die Kirchengeschichte einordnen und interpretieren?

Die Kreuzzüge werden heute vielfach dazu missbraucht, das Christentum als intolerante, aggressive und zutiefst zynische Religion darzustellen. In solche Vorwürfe mischt sich häufig Hass auf alles Religiöse, in besonderer Weise auf die Katholische Kirche. Dabei muss das Phänomen aus mehreren Blickwinkeln betrachtet werden. Ich habe bereits erwähnt, dass die Motivation, am Kreuzzug teilzunehmen, an die Wallfahrt ins Heilige Land anknüpfte. Dazu kam die Überzeugung, dass die Kriegszüge dorthin gerechtfertigt seien, weil damit unterdrückten Christen zu Hilfe geeilt werde. Die Absicht war folglich eine gute, und diese gute Absicht, die auf ein gutes Ziel hin ausgerichtet war, überwog den negativen Aspekt, dass zur Erreichung dieses Ziels Gewalt, Zerstörung und Gemetzel in Kauf genommen werden mussten. Weiterhin muss bedacht werden, dass in der Hochzeit der Kreuzzüge, also in den 200 Jahren zwischen 1100 und 1300, der tatsächliche Krieg und Kampfhandlungen die Ausnahme waren. Die Periode ist v.a. durch Verhandlungen und lange Friedenszeiten geprägt. Dadurch wurde auch ein intensiver Austausch von Waren und Ideen ermöglicht. Der Westen lernte damals den Islam und die Existenz östlicher Kulturen aus eigener Anschauung kennen; das östliche Mittelmeer wurde Teil der europäischen Vorstellungswelt. Ferner nahmen die Muslime die Kreuzzüge nicht als Religionskriege, sondern als Eroberungskriege und Expansionsdrang der „Franken“ wahr. Da Palästina im 10. und 11. Jahrhundert durchwegs Schauplatz von Kämpfen und Feldzügen muslimischer Teilherrscher war, wurde die Invasion der Kreuzfahrerheere zunächst ebenfalls als solch gewaltsames Ausgreifen nach ohnehin umstrittenen Territorien gesehen. Die Angriffe der Kreuzfahrer führten aber letztlich zu einer größeren Solidarisierung unter den muslimischen Herr-

schern der Region, so dass diese dank innerer Geschlossenheit den westlichen Aggressoren letztlich erfolgreich widerstehen, ja sie besiegen und vertreiben konnten.

Dennoch darf eine solche historische Betrachtung, die das Phänomen der Kreuzzüge aus den Gegebenheiten der Zeit heraus zu verstehen sucht, diese nicht rechtfertigen oder gar verherrlichen. Die Kreuzzüge waren keine Verteidigungs-, sondern Eroberungskriege und erfüllten daher die Kriterien des „gerechten Krieges“ nicht. Sie brachten einigen Adelsfamilien Landbesitz und politische Herrschaft. Für die byzantinischen Kaiser, die den Papst und die westlichen Fürsten um Hilfe im Kampf gegen die Seldschuken gebeten hatten, wurden die Kreuzfahrerheere schnell zur Belastung. Der berühmte Kreuzzug von 1204 führte sogar zur Plünderung und Eroberung Konstantinopels und zur Gründung eines lateinischen Kaiserreichs in der alten christlichen Hauptstadt am Bosphorus. Das Papsttum konnte sich durch die Aufrufe zum Kreuzzug, denen der europäische Adel weiterhin Folge leistete, zwar als höchste geistliche Autorität, die einigend über den weltlichen Potentaten steht, profilieren, aber seine Rolle als geistig-geistlicher Führer der Christenheit und Repräsentant Christi hat er darin verfehlt. Die Kreuzzugaufträge der Päpste, v.a. ab dem 13. Jahrhundert, waren zudem mehr und mehr politische Manöver, um Gegner des Papsttums unter Druck zu setzen oder sie zu bekämpfen. Als Feinde der Kirche wurden dann nicht nur „Ungläubige“, sondern auch politische Rivalen des Papsttums deklariert, gegen die man zu Kreuzzügen aufrief. Nicht nur diese Ausweitung der Kreuzzugs-idee, sondern auch die ersten Kreuzzüge des 12. und 13. Jahrhunderts selbst müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, dass sie mehr Unheil als Segen stifteten und dass dabei die Friedensbotschaft des Evangeliums pervertiert wurde. Die Kirche hat aus dieser historischen Lektion gelernt und nimmt sie als Mahnung für ihre kompromisslos friedensstiftende Aufgabe mit.



Prozession der Konzilsväter im Petersdom in Rom während des II. Vatikanischen Konzils im Oktober 1962

Die Auseinandersetzung mit anderen Religionen, Glaubensrichtungen und Weltanschauungen bedarf allein der Macht der Liebe und der Kraft des Dialogs. Waffen und Gewalt haben dabei nichts verloren.

Springen wir jetzt in das 20. Jahrhundert. Das kirchliche Hauptereignis nach dem Zweiten Weltkrieg war wohl das II. Vatikanische Konzil.

Das Zweite Vatikanische Konzil war bestimmt der Höhepunkt des kirchlichen und theologischen Lebens des 20. Jahrhunderts. Das Konzil wurde als Zäsur und Wende empfunden, weil es die Theologie an vielen Punkten weiterschrieb und weil damit Reformen initiiert wurden, die die Kirche mit der Moderne versöhnen wollten. Man sollte aber bei aller Zentralität des Konzils nicht die Zeit davor vergessen, die für das Leben der Kirche ebenfalls von enormer Bedeutung war, in der die Kirche Erfahrungen machte, die unter Umständen sogar wichtiger waren als die dichten Monate des Konzils. Ich

denke dabei an das gewandelte Selbstverständnis des Papsttums, das sich angesichts der beiden Weltkriege in eine neue Rolle als neutraler, aber unbedingter Friedensstifter unter den Nationen, als moralische Instanz und Anwalt für ein christliches Menschenbild hineinfand. Oder die Erfahrung der beiden Totalitarismen von Nationalsozialismus und Kommunismus, in denen die Kirche in Europa mit äußerst brutalen Formen von Christenverfolgung konfrontiert war, von der Shoa, die eine stete Anfrage auch an die Kirchen bleiben wird, ganz zu schweigen. Darüber hinaus sollte man auch nicht vergessen, dass die katholische Kirche bereits nach dem Ersten Weltkrieg wichtige Weichen für eine nachhaltige Globalisierung der Kirche stellte, indem in den großen Missionsgebieten erste indigene Bischöfe und Kardinäle ernannt wurden.

Wie würden Sie aus dem nun bereits großen Abstand von mehr als 50 Jahren die wichtigste Botschaft des II. Vatikanums formulieren?

Ging es in der Tat um eine „Wende“, die mit keinem Ereignis in der Geschichte vergleichbar ist? Was waren überhaupt die wichtigsten Erneuerungen?

Das Zweite Vatikanum wird heute in der Tat von vielen als eine radikale Zäsur betrachtet, als Neuanfang, der keine Parallele in der Kirchengeschichte kennt. Gegenüber einer solchen Sicht, die Papst Benedikt XVI. eine „Hermeneutik des Bruches“ genannt hat, stellte er sein Konzept einer „Hermeneutik der Reform“. Er meinte damit, dass man auch das Zweite Vatikanische Konzil organisch in die größere Konzilsgeschichte der Kirche einordnen muss und dass seine Reformen analog zu früheren Reformen betrachtet werden müssen. Eine Verabsolutierung des Konzils verbiete sich daher, weil Reformen und Konzilien immer nur auf die jeweiligen Herausforderungen der Zeit antworten können. Die Erfahrung lehrt in der Tat, dass wir heute, 50 Jahre nach dem Zweiten Vatikanum, ganz andere, neue Probleme haben, die sich die damaligen Konzilsväter nicht ausmalen konnten. Dazu kommt, dass sich heute nur noch die ältere Generation an das Konzil selbst erinnern kann und den sog. „Geist“ des Konzils selbst verspürt, wohingegen für die junge und mittlere Generation das Konzil immer schon Geschichte war und daher einer historischen Wiedergewinnung und Auslegung bedarf.

Das große Thema des Zweiten Vatikanischen Konzils war die Kirche. Dabei erntete das Konzil einerseits, was in der Theologie in den Jahrzehnten davor bereits vorgedacht, vorbereitet und vorgelebt wurde. Andererseits erwies sich das Konzil selbst, die kollegiale Zusammenarbeit der dort versammelten Bischöfe und Theologen, als theologisch schöpferisches Ereignis, so dass das Konzil als einer der seltenen Momente in der Kirchengeschichte angesehen werden darf, in denen sich Entwicklungen beschleunigen und auf einen „Kairos“, d.h. einen günstigen, vom Geist Gottes gewirkten Augenblick, trafen, der für eine ungeahnte Dynamik und Veränderung sorgte. Auf dem Zweiten

Vatikanum erfuhr die Kirche erstmals eine umfassende theologisch-dogmatische Darstellung, die in der sog. Communio-Ekklesiologie wurzelt. Verkürzt gesagt sollte damit das Bild von einer Kirche überwunden werden, in welcher die statisch-hierarchische Verfassung und deren Verwaltung dominieren. Stattdessen wurde in Erinnerung gerufen, dass die Kirche dort ist, wo sich Leben mit Gott, von Gott her und zu ihm hin ereignet. Dieses theologische Fundament der Kirche wurde mit einer Neuinterpretation des Bischofsamtes und der bischöflichen Kollegialität verbunden: Die Kirche Jesu Christi lebt in und aus den Teilkirchen, wie es die Konstitution *Lumen gentium* formulierte. Vor dieser theologischen Einsicht wurden auch die Probleme von Kircheneinheit und Ökumene, die Rolle der Kirche in der Welt von heute, und nicht zuletzt das Verhältnis zu den nicht-christlichen Religionen neu konzipiert und angegangen. Für das alltägliche Leben der Kirche und der Pfarreien wurden aber die liturgischen und pastoralen Reformen, die das Zweite Vatikanische Konzil angestoßen hatte, weitaus wichtiger. Die radikale Reform der Liturgie, v.a. die konsequente Verwendung der Volkssprache im Gottesdienst sowie der neue Messritus von 1970, haben den Gläubigen viel deutlicher als die theologischen Errungenschaften der Konzilsdokumente das Gefühl vermittelt, dass das Konzil eine epochale Wende herbeigeführt hat. Während die überwiegende Mehrheit der Gläubigen diese Reformen als befreienden Aufbruch und als Ermöglichung einer intensiveren Teilnahme am Leben der Kirche begrüßten, gab es allerdings von Beginn an kleine Gruppen, die in diesen Reformen einen Verrat an der Tradition sahen und sie als die Kirche zerstörend ablehnten.

Damit haben Sie schon angedeutet, dass es bis heute unterschiedliche Sichtweisen über die Bedeutung des letzten großen Konzils gibt. Man hat den Eindruck, dass sich gegenwärtig zwei Gruppen um das Erbe des Konzils streiten. Die erste kritisiert die Ent-

wicklung nach dem Konzil als eine „Verweltlichung“ der Kirche; die zweite meint, dass die Konzilsbeschlüsse immer noch nicht vollständig verwirklicht wurden. Wie würden Sie die Kirchengeschichte nach 1965 interpretieren?

Bei dieser Frage muss man zwischen dem Konzil selbst und seiner Rezeption unterscheiden. Die Texte des Konzils haben versucht, das Geheimnis der Kirche neu aus der Hl. Schrift und der Tradition zu beschreiben und dabei Einseitigkeiten oder Engführungen der letzten Jahrhunderte zu überwinden. Die Motivation war ein ehrliches Bekenntnis zur Ökumene und zur Öffnung der Kirche auf die

Welt, auf die „Moderne“, auf die anderen Religionen und die nicht-katholische Christenheit hin. Wie diese Öffnung und Modernisierung konkret umgesetzt werden sollte, wurde vom Konzil dem Papst und der Kurie übertragen. Während also das Konzil dazu nur einige Grundlinien lieferte, wurden die eigentlichen Reformen in den Jahren nach dem Konzil an der römischen Kurie ausgearbeitet und realisiert, angefangen von der Liturgie über das neue Kirchenrecht bis hin zur Kurienreform und der Errichtung neuer kurialer Behörden, die die Impulse und Aufträge des Konzils aufgreifen und weiterführen sollten. Als Teil

Vor einer Papstmesse auf dem Konzil; Bereich zwischen Papstaltar und Apsis/Kathedraaltar





Tribüne mit Konzilsvätern und Empore der Sekretäre

der neuen Sicht von Kirche wurden auch die Teilkirchen, d.h. die einzelnen Diözesen und die Kirche in den verschiedenen Ländern und Regionen der Welt, aufgewertet. Die damit intendierte Dezentralisierung der Kirche führt allerdings unweigerlich zu Spannungen mit der Vorstellung von der einen und einheitlichen Kirche. Die richtige Mischung von katholischer Einheitlichkeit und teilkirchlicher Vielfalt zu finden ist daher eine der bleibenden Aufgaben der Kirchenreform.

Neben der Spannung von teilkirchlicher Vielheit und strenger Uniformität findet sich in den Reformdebatten eine weitere Bruchlinie zwischen der (zweifelloso falschen) Alternative von geistlicher Vertiefung auf der einen und strukturellen Reformen auf der anderen Seite. Wenn das Konzil in einer Kurzformel die Kirche als „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ definiert hat (*Lumen gentium*, 1), dann müssen beide Pole und beide Funktionen berücksichtigt werden: der

Gottesbezug und die soziale Dimension. Kirche will Gemeinschaft mit Gott sein und diese hervorbringen, und Kirche will die Gemeinschaft des Gottesvolkes sein und diese hervorbringen. Sie muss sich daher in der Welt und in die Welt einmischen, um die Menschen zu Gott zu führen, aber auch, um die Welt mitzugestalten. Das gilt für die Politik wie für die Kultur, geschieht aber v.a. durch Nächstenliebe (*Caritas*). Dies war zu jeder Zeit Teil des kirchlichen Selbstverständnisses. Die Strukturen müssen im Dienst dieses Auftrags stehen und gehören dazu immer wieder angepasst. Auch hier hat die Kirche über die Jahrhunderte hinweg eine bemerkenswerte Flexibilität gezeigt. Bei aller Notwendigkeit von Reformen und Modernisierungen darf aber die Identität der Kirche nicht aus den Augen verloren werden, die ihr in einer lebendigen Tradition behutsam gegeben und anvertraut worden ist. Man gewinnt nichts, wenn sich Christen in der Kirche nicht mehr zuhause fühlen oder von ihr abgestoßen werden. Die heutigen Re-

formdebatten haben eine Zuspitzung in dieser Frage herbeigeführt, wobei man auf beiden Seiten Extrempositionen findet. Wenn man die Kirche liebt und wenn man sich mit ihr und ihrem Auftrag identifiziert, dann wird man für beide Seiten Verständnis haben. Dann wird man aber auch alles unternehmen, um die Kirche nicht auseinanderbrechen zu lassen. Ein gutes Hilfsmittel, um die Kirche besser kennen und lieben zu lernen, ist in jedem Fall die Kirchengeschichte.

Im Zusammenhang mit dem II. Vatikanum wird oft vom Ende einer eurozentrischen Kirche gesprochen. Stimmt diese Behauptung und wie sehen Sie die Zukunft des Christentums und der Kirche in Europa?

Das Christentum hat seine innere und äußere Formung durch das Römische Reich und das europäische Mittelalter erhalten. Dieses Erbe wird immer in den Genen der Kirche eingeschrieben bleiben. Die Kirche und das Christentum haben aber dieses Europa und die Kultur dieser „alten“ Welt erheblich mitgeprägt. Die unverfügbare Menschenwürde jedes Einzelnen, wie sie heute in den Menschenrechten allgemein anerkannt wird, wäre ohne die Glaubensüberzeugung der Gottebenbildlichkeit des Menschen und seiner unsterblichen Individualseele nicht in der Weise allgemeine Rechtsüberzeugung geworden. Auch das Verhältnis von Kirche und Staat und die Idee der Religionsfreiheit ist durch die zahlreichen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kontroversen geprägt und erprobt worden, so dass dieses Erbe wegweisend für andere Teile der Welt, auch für andere Religionen geworden ist. Europäischem Denken verdankt sich in weiten Teilen die christliche Theologie, und umgekehrt hat die Theologie europäisches Denken und europäische Weltanschauung mitgeprägt. Vor diesem Hintergrund kommt Europa nicht nur ein Ehrenplatz in der Geschichte der Kirche und ihrer Theologie zu, sondern Europa wird weiterhin einen maßgeblichen Beitrag für Kirche und

Theologie leisten; nicht in dem Sinne, dass Kirche oder Theologie auf eine einzig europäische Sicht (im geographischen Sinn) verkürzt werden, sondern unter dem Aspekt, dass dem europäischen Denken immer eine universale Dimension eignete und dass Europa zu sich selbst kam, weil es immer über sich hinaus gedacht und geschaut hat. Ein wichtiger Aspekt dieses europäischen Erbes ist das Wissen um globale Verantwortung und um universale Solidarität. Anders gesagt: Es ist zutiefst europäisch, sich um die Weltgemeinschaft zu sorgen (auch wenn diese Einsicht in Europa nicht ohne Irrwege und schmerzhaft gegenläufige Erfahrungen verlief). Wenn heute in anderen Kontinenten eine größere Aufbruchstimmung in den Kirchen herrscht und sich afrikanische, lateinamerikanische, vielleicht bald auch asiatische theologische Traditionen bilden, so sollte das kein Anlass sein, einen Abgang auf das europäische Christentum oder europäische Theologie anzustimmen, sondern man möge sich daran erinnern, dass damit die Mission früherer Zeiten endlich jene Frucht trägt, die die europäischen Missionare von Beginn an erwartet und erhofft haben. Das Leben der jungen Kirchen auf anderen Kontinenten verdankt sich also zu einem großen Teil dem europäischen Erbe und Einfluss, und nach wie vor fließt viel Unterstützung, Geist und Leben aus Europa in die jungen Kirchen. Ich würde also das „glaubensmüde“ Europa, wie es von höchsten Kirchenvertretern, ja vom Papst selbst gescholten wird, nicht gegen die blühenden jungen Kirchen in anderen Kontinenten ausspielen. Die Qualität und Quantität von Glauben zu bemessen ist nämlich ein heikles Unterfangen. Was dort durch Jugendlichkeit, Aufbruch und hohe Taufzahlen punktet, das wird hier durch ein stärkeres Eintreten für eine intellektuelle Redlichkeit des Glaubens, durch individuelle theologische und spirituelle Tiefe und nicht zuletzt durch materielle Großzügigkeit kompensiert.

P. Jakub Jirovec OT



Foto: Archiv Schatzkammer des Deutschen Ordens

50. Jahrgang

Wir glauben, dass es gut ist, wenn unsere Umwelt ein klares Bild unseres Ordens gewinnt. Denken wir dabei nur an das eine große Problem unserer Kirche und erst recht der Ordensleute: wie gewinnt der Orden beständig Nachwuchs. So möchten wir in einer abgewogenen Mischung von aktueller Nachricht aus dem Orden und Dokumentation seiner Arbeit, aus Bericht über alte und junge Bautätigkeit und Darstellung der bewegten Ordensgeschichte allen Ordensmitgliedern und Familiaren, Freunden wie Fremden das Bild eines lebendigen Ordens vor Augen führen: dieser altherwürdige Orden lebt und wirkt, heute wie einst, karitativ und seelsorglich.

Aus dem Begleitschreiben von P. Klemens Wieser OT zur ersten Ausgabe der Zeitschrift Deutscher Orden

DEUTSCHER ORDEN

Religiös-kulturelle Zeitschrift des Ordens für seine Brüder, Schwestern, Familiaren und Freunde

1-2020



- Gespräch mit Univ.-Prof. Dr. Thomas Prügl
- Ehrenritterinvestitur in Mainz
- Erinnerungen an Erzherzog Eugen



Liebe Leserinnen und Leser,

die Zeitschrift Deutscher Orden feiert heuer ein Jubiläum, näher ihren 50. Jahrgang. Es ist gewiss ein Grund zu feiern und vielleicht auch ein bisschen stolz zu sein. Selbstverständlich sind die 50 Jahre mit Blick auf die lange Geschichte unseres Ordens eigentlich nicht „viel“. Doch ging es aber um eine hochinteressante und ereignisreiche Epoche, die von der Zeitschrift bedeckt wurde. Man könnte an die Reformstimmung nach dem II. Vatikanum oder an den Fall des Eisernen Vorhangs denken. Es freut mich, dass die Zeitschrift auch in der Gegenwart ihren Platz gefunden hat, auch wenn es die Druckmedien heute in der Konkurrenz von Internet allgemein sehr schwer haben. Ihre Rückmeldungen, sowohl die positiven als auch die kritischen, bezeugen, dass die Zeitschrift Deutscher Orden weiterhin gelesen wird und dass sie Interesse erweckt. Ich bin sehr dankbar dafür.

Hinter den vergangenen 50 Jahren verstecken sich auch Begeisterung, Engagement und harte Arbeit von vielen Leuten, die an der Zeitschrift mitgewirkt haben. Initiator war P. Dr. Klemens Wieser, ehemaliger Leiter des DOZA († 2003). Starke Impulse gab Herr Reinhart Voggenreiter († 2011) aus dem Verlag Wissenschaftliches Archiv Bonn; in seinem Verlag erschien die ZDO viele Jahre, wie auch die Buchreihe „Quellen und Studien“. Beratend war von Anfang an dabei P. Gottfried Daum († 2011), späterer langjähriger Redakteur, und Prof. Udo Arnold, der schon in der ersten Ausgabe einen Artikel veröffentlichte und dann in den 50 Jahren regelmäßig Beiträge lieferte. Und selbstverständlich muss Sr. Reinhilde Platter erwähnt werden, die die Zeitschrift lange Jahre (bis 2015) leitete. Ein großer Dank gilt schließlich auch den vielen anderen Autoren und Autorinnen, die unsere Ordenszeitschrift mitgestaltet haben.

Ihr P. Jakub Jirovec OT



Foto: Archiv P. Jakub Jirovec OT

Inhalt

- 3 Das Erbe des Römischen Reiches und des europäischen Mittelalters wird in den Genen der Kirche eingeschrieben bleiben
(Gespräch mit Univ.-Prof. Dr. Thomas Prüg)
- 14 Bischof von Mainz ist Ehrenritter des Deutschen Ordens
- 17 Eine Reliquie der Hl. Elisabeth aus Marburg
- 19 Nachruf P. Konrad (Josef) Stix OT
- 21 Drei Professoren am Hochfest Kreuzerhöhung
- 22 „Göttlicher und kirchlicher Auftrag“
- 23 Investitur 2019 der Familiarenballei Österreich
- 26 „Ein Herr vom Scheitel bis zur Sohle“ – Erinnerungen an Erzherzog Eugen
- 30 „*Ut amplius gaudeant de nostro beneficio speciali*“ – 780 Jahre Privilegien für den Orden in Österreich
- 34 Redaktion

Foto auf der Titelseite:
Wikimedia Commons: Dren Rozan (CC BY-SA 4.0)